

Uebersicht: Strategische Skizzen V. Das Reitergefecht bei Balafkawa am 25. October 1854. — Leben in der Natur. I. Natur. — Leistungen des k. k. Hofkuchens 1854. — Deutsche Literaturbriefe I. (Schluß). — Literatur und bildende Kunst. — Miscellen.

Strategische Skizzen.

V. Das Reitergefecht bei Balafkawa am 25. October 1854.

□ Wir fassen hier die übereinstimmenden Thatsachen über dieses Reitergefecht einfach und kurz zusammen, weil die Detail-Berichte hierüber zu sehr von einander abwichen, um den einen oder den andern als wahr aufstellen zu können.

Um 8 Uhr Morgens rückten die Russen mit acht Infanterie-Regimentern, 3000 Mann Reitern und 40 Geschützen, unter dem Commando des Generals Liprandi, gegen die Verbündeten heran. Drei Reuten, welche mit englischem Geschütz und mit türkischen Rekruten besetzt waren, wurden von den Russen ohne Widerstand genommen, denn die Besatzung verließ sie und eilte, von den Kosaken verfolgt, gegen Balafkawa, um sich zunächst bei den Geschützen zu sammeln.

Die Russen rückten nun in dichten Infanterie-Colonnen die Schluchten betrad, und griffen die zunächst stehenden Besatzungen heftig an, welche zwar zwei, aber doch zu weite Salven gaben, um die Russen im weiteren Vordringen aufzuhalten. Nun kam auch die russische Reiterei und griff die Geschützen an, diese schirmten ein Quarré und hielten sich tapfer gegen die feindliche Cavallerie; allein die Gefahr, von der Uebermacht der Russen erdrückt zu werden, stieg mit jeder Minute — da kam der Befehl an die englische leichte Reiterei, vorzudringen und die vom Feinde genommenen Schanzen und Kanonen zurück zu erobern.

Obgleich, wie es heißt, Lord Euan die Gefährlichkeit dieses Unternehmens erwas, so gab er doch, sich an die höhere Weisung haltend, dem Lord Cardigan den Befehl dazu. Auch Cardigan erkannte, daß das Gelände sehr unglücklich, und daß der Feind in der Uebermacht sei, jedoch glaubte der edle Lord seinen Augenblick, dem Befehl nachzukommen.

Die englische leichte Reiterei, nur den Dragonern, Hulanen und Husaren, 600 Mann stark, bestehend, tritt nun gegen die Russen an. Sinter ihnen war als Reiterei die schwere Reiterei in ziemlicher Entfernung aufgestellt; die englische Artillerie und das Gros der Infanterie standen weiter rückwärts. Nachdem die englische Reiterei gedrängt, mit verdoppelter Schnelligkeit das schwierige Terrain passirt hatte, und an den Gegner kam, eröffnete dieser aus 30 Kanonen, in der Entfernung von 1200 Yards, ein mörderisches Geschütz- und Gewehrfeuer auf die anspendenden Reiten, daß bald viele Tode und Verwundete den Wahlplatz bedeckten, und herrliche Pferde hin und wieder sprangen.

Von der ersten Linie der englischen Reiterei war beinahe die Hälfte niedergeschmettert, aber der Rest vereinigte sich mit der zweiten, die nachgerückt kam und sich rasch anschloß, und nun ging es ohne Halt und ohne ein anderes Commando als das einschüme „Surrah“ weiter vorwärts; das mörderische schräge Pflanzenfeuer der feindlichen Batterien, von den Hügel aus, so wie das Frontal-Mosketen-Feuer lichte furchtbare die Reihen der tapfern englischen Reiter. Dies hielt jedoch viele Tapfern nicht ab, mitten durch die feindlichen Geschütze durchzubreiten, die Bedienungsmannschaft niederzuhaufen und eine Colonne russischer Infanterie zu sprengen. Das Pflanzenfeuer der russischen Batterien wurde aber so wirksam festgestellt, die Reihen der braven Kämpfer waren bald so gelichtet, daß sie von den erfolglosen Angriffen ablassen und sich zurückziehen mußten.

In demselben Augenblicke bewegte sich eine starke Colonne feindlicher Hulanen gegen die Planken der zurückweichenden Engländer. Oberst Stewell von dem 8. Husaren-Regiment warf sich dieser feindlichen Colonne klugeschnell entgegen und brach sich mit bedeutenden Verluste Bahn. Auch die Zurückweichenden wandten wieder um, und es entspann sich nun ein furchtbares Reiter-Mêlée. Dabei gelang es dem Ueberreste der englischen Reiterei, sich mit großer Bravour durch die sich umzingelnde feindliche Reiterei Bahn zu brechen, und nach rückwärts bei der eigenen untüchtig stehenden geliebten schweren Reiterei Schutz zu finden.

Der Kampf hatte beinahe $\frac{1}{2}$ Stunden gedauert, und außer den Toten, Sterbenden und Verwundeten gab man keinen britischen Selbstmord mehr auf dem Schlachtfelde. Nach englischen Berichten waren von den in den Kampf verengenen 607 Mann nur 195 zurückgeführt, 80 Verwundete rückten bald wieder ein.

Nach andern Angaben sind gefallen oder vermißt: 13 Officiere und 197 Mann; von den Pferden wurden 394 vermißt und 126 verwundet.

Wenn wir an dieses Reitergefecht den tactischen Maßstab anlegen, so können wir uns hierüber leider nur tadelnd aussprechen. Bei der klaren Einsicht, welche die beiden beschligenen Generale in die augenblickliche Uebermacht des Gegners hatten, konnten sie doch nur einen mehr als zweifelhaften Erfolg voraussehen. Daß sie trotzdem eine so bedeutende Anzahl Reiter opfereten, ist um so weniger zu rechtfertigen, da die Arme der Verbündeten in der Krüm ebenhin keinen Lebensanfang an Cavallerie besaß. Aber selbst den Entschluß an und für sich zugegeben, hätte er nicht mindestens eine besser combinirten zugelassen?

Warum brachen die Engländer, statt in zwei Linien so wie es heißt, nicht in zwei abgetheilten Schwadronen - Colonnen, jede Colonne zu 300 Mann, mit Schanzen vor?

Reute von diesen Colonnen hätte auf die andere geworfen werden können, wie es ihnen in der That erging, als die erste Linie in ihrem Angriff misglückte, umkehrte, und dann mit der zweiten *pele-mêle* wieder vorbrach und doch beinahe vernichtet wurde).

Warum endlich die, nach allen übereinstimmenden Berichten, rückwärts aufgestellte englische schwere Reiterei, die doch die Bedrängnis ihrer vorrückenden Camaraden wahrnahm, ihnen nicht zu Hilfe kam, dürfte schwer durch eine andere Ursache zu motiviren sein, als dadurch, daß man sie in diesem blutigen Kampfe nicht zu verwenden verstand und deshalb wie gelähmt stehen ließ.

Nach alle dem können wir nur auf den Mangel intelligenter Reiter-Generale in der englischen Arme schließen, oder wir müssen im besten Falle eine unrichtige Verwendung in der Krüm annehmen, wenn wir überhaupt von den Worten eines englischen Journals glauben hierüber beimeßen, welches sagt: „Der Kriegsminister Herzog von Newcastle ist ein unfähiger Kriegsminister. Wären in der Krüm Generale der Reiterei wie z. B. Slade, Brotherton, Jaffes gewesen, gewiß würde die vortheilhafte Reiterei der Engländer besser verwendet worden sein; so sieht man, daß die beschränkte, bestenfalls ansehnliche Reiterei nichts nützt, wenn man sie nicht anzuführen versteht.“

Die russische Reiterei hatte in der That eine sehr geringe Betätigung in dem 1853 in London herausgegebenen Werke des Reiter-Capitän V. G. Nolan, Ueber die vortheilhafte Anordnung und Weichenheit der englischen Reiterei.“

Aus dem folgenden werden die untheilbaren Reiter-Größen erfahren können, wenn eigentlich die Schuld dieses verunglückten Reiter-Angriffes beizumessen sei. Da sehr behauptet wird, Capitän Nolan habe durch Ueberbringung einer andern, als der vom Lord Raglan erhaltenen, den misglückten Reiter-Angriff herbeigeführt, in welchem er selbst gefallen ist.

Müthliche Abschrift der vom Lord Raglan an Lord Euan abgefassten Ordre:

„Lord Raglan wünscht, daß die Cavallerie rasch avancire, den Feind verfolge und den Versuch mache, ihn an der Fortbringung der Kanonen zu verhindern. Compagnien Artillerie zu Pferde können mitgehen, französische Cavallerie auf der Linken, dringend.“ — A. Nixon.

Einer der bedeutendsten Fehler bei diesem Reitergefecht dünkt uns, daß Lord Cardigan, nachdem die drei an der Straße nach Seaholpe gelegenen Redoubts vom Feinde genommen waren und die türkische Besatzung sich gescheitert hatte, seine Reiterei überreichte, den Feind daraus zu verjagen und die Versuchungen wieder zu nehmen.

Wären diese Schanzen in der Ebene gewesen, so ließe sich ein solcher Angriff durch Reiterei noch entschuldigen, da wir ja in der Kriegsgefahr eine ganz ähnlichen Angriff in der Schlacht bei Borodino finden; da nun aber die drei Redoubts thatsächlich auf einer felsigen Anhöhe lagen, zu welcher nur eine schmale Straße führt, eingeschlossen von Abgründen und unpracticablem Terrain von beiden Seiten, die Reiterei in ein solches Tödl hinein- und noch dazu aufwärts zu jagen, muß selbst einem Zauber in der Kriegskunst anfallen.

Die Gründe dieses tollkühnen Angriffs waren auch darnach; denn als die tapfere Reiterei in das Tödl kam, welches sie gedrängt passirte, mußte sie, durch das feindliche Kartätschenfeuer durcheinander geworfen und zertrümmert, eine große Anzahl ihrer Braven am Platze todt oder auf den Tod verurtheilt liegen lassen. Erst als er dies gewahrte, kam der englische General zur späten Einsicht, daß man Schanzen nur wieder durch Infanterie nehmen könne.

*) Es ist hier nicht der Raum und die Mühe, in die Details der practischen Führung der Reiterei einzugehen; wir werden aber Gelegenheit finden, in einem Werke darauf hinzuweisen, welches in kurzer Zeit die Presse verlassen dürfte.

Das 93. leichte Infanterie-Regiment wurde hiezu beordert, warf auch den Gegner binnen einer halben Stunde aus allen drei Reduten heraus und besetzte sie.

General Canrobert, welcher von den Höfen Salasslawas diesem ungewöhnlichen Angriff der englischen Reiterer zuseh, sagte ganz treffend zu seiner Umgebung:

„C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre.“

Das Leben in der Natur.

1. Die Natur.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Höchste läßt zu Geist gewinnen,
Wie sie das Götterzeugte fest bewahre.

Goethe.

E. v. H. Natur ist das sich ordnende All, das Eingebnis wechselseitiger Beziehungen und Kräfte, wie es unseren Sinnen entgegentritt. Die Natur (natura), das Geberne, von *nasci* wie auch *gignere* von *gignere* gebiert selbst wieder zahllose Kinder; sie, die große Künstin (natura daedala rerum) schafft von Innen heraus, wie die Kunst, aber die Einwirkungen des Ganzen ändern gar Vieles an dem Streben des Einzelnen; die natura naturata ist immer auch natura naturans und umgekehrt. Die Frage nach dem Grunde der Natur ist identisch mit der Frage nach dem Grunde der Existenz. Die Natur ist nicht ein dem Unendlichen entgegengesetztes Endliches, sie ist selbst unendlich, sie wirkt überall und allmächtig, aber mehr im Vorborgenen als am hellen Tage, von der Mitte nach den Grenzen und zugleich von den Grenzen nach der Mitte, also nicht von einem lebendigen Punkt aus, sondern im überall lebendig erfüllten Raume, weniger in sichbaren, unterbrochenen Momenten, als vielmehr in ebendamig schwebender Tiefe und Macht und gleich stetig unerschöpfter Fülle fort durch alle Zeit ¹⁾, in ihr ist nichts Zusammenhangloses, Eingefachenes, wie in einer schlechten Tragödie ²⁾; „die Natur hat kein System, sie ist Leben und Folge aus einem und demselben Centrum zu einer nicht erkennbaren Grenze“, sie ist selbständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gefüllt hervorbringend . . . jene geheimnisvolle Urkraft, die mit Wenigem viel, mit dem Einfachsten das Mannigfaltigste leitet . . . Sie verwandelt sich ewig, für's Weibchen hat sie keinen Begriff und ihren Hund hat sie nicht den Schilling abgeben ³⁾. Man hört ihr herab ihren Willen, auch wenn man ihren Willen nicht hören will. Jede Krone ist die Liebe. Nur durch sie kann man ihr nahen . . . Sie macht Klüfte zwischen allen Dingen und Alles will sich verdrängen . . . Sie hat Alles isoliert, um Alles zusammenzuziehen ⁴⁾.

Sie denkt lauter große Gedanken und die Menschen, indem sie ihr nachzusehen, lernen sich ausdehnen und werden den ihrigen ähnlich. „Tausend Thiere sind es, durch welche die Natur in unsere Herzen eindringt“ ⁵⁾. „Die Natur ist ein allgemeines Sich-für-Gesamtsein, ein Streben und Leben, ein Denken und Streben, Gestalten und Bilden nach der innerenbedingten absoluten göttlichen Vernunft“ ⁶⁾. „In die Natur kommt nichts von Außen hinein, sondern Alles von Innen heraus. Das größte und durchgreifendste Lebensgesetz in der Natur ist die Bewegung aller Theile im Sinne des Ganzen. Die Naturgesetze sind Gedanken der Natur und diese sind auch Gedanken Gottes und haben einen gegenseitigen Zusammenhang mit unseren Gedanken, darum sind die Naturgesetze durch das ganze All gültig“ ⁷⁾.

Nach Hegel ist die Natur das Anderen-sein des Geistes, ein Vorwiespiel, das wenigstens so viel sagt, daß Natur und Geist im Wesen Eins sind. Der Körper ist ihm Aeußerlichkeit des Geistes und Geist die Innerlichkeit des Körpers. Schöner drückt dies Goethe aus, wenn er sagt:

„Natur kennt weder Kern noch Schale“

— Alles ist für ein Wesen Malt.“

Mit diesem Wort und dem noch folgenden:

„Da wo wir sind, sind wir im Innern.“

machte er Haller's viel nachgebetteten Satz:

„In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist —“

zu nichts.

Ueberhaupt muß man die Natur immer zugleich anerkennen, wenn man über sie denkt; denn „Begriffe ohne Anschauung sind leer, Anschauungen ohne Begriffe blind“ ⁸⁾. Darum wird Goethe's wunderbarer Naturismus

¹⁾ Karl Müller.

²⁾ Aristoteles.

³⁾ Goethe.

⁴⁾ Die Schulweisen kennen aber nur eines und haben alle anderen sich und ihren Schülern verschlossen. Selbst dieses eine kennen Bäume nicht! J. v. Schiller.

⁵⁾ Dieser Ausdruck Schöllings contrastirt freilich sonderbar mit jenem Axiom: „Der actus von der dummsten Natur“ (Schell).

⁶⁾ Schell.

⁷⁾ Kant.

selbst von Hegel anerkannt, und es ist ein schönes Gedächtniß, wenn der Philosoph gezwungen wird, zu sagen: „Je mehr des Denkens in der Vorstellung wird, desto mehr verschwindet von der Natursichtlichkeit, Einzelheit und Unmittelbarkeit der Dinge. Durch den sich einbringenden Gedanken verarmt der Reichthum der unendlich vielfachalten Natur, ihre Fühlungen verlieren, ihre Farbenvielfalt erloschen. Was in der Natur von Leben rauscht, verstummt in der Stille der Gedanken; ihre warme Fülle, die in tausend anziehenden Wunden sich gestaltet, verkümmert in trockne Formen und zu gestaltenlosen Allgemeinheiten, die einem trüben nördlichen Nebel gleichen.“

Für die denkende Betrachtung A. v. Humboldt's ist die Natur „Gute in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Zubegriff der Naturkräfte und Naturdinge als ein lebendiges Ganzes“, oder wie er sich an einem anderen Orte vernommen läßt: „ein durch innere Kräfte befehltes und bewegtes Ganzes, wo in der Mannigfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Erscheinungen sich unablässig das Uebrigsein aller Gestaltung wiederholt.“

Die Entwicklung des Naturlebens geht von ewig her aufsteigend weiter vom Niedern zum Höhern, wobei aber dieses Niedere an und für sich nicht minder vollkommen ist, als das Höhere. Diese Fortbildung ist die Geschichte der Natur, und die höchsten von uns fassbaren Ziele derselben sind diejenigen Punkte, in welchen sich das anfangs scheinbar blind wirkende Leben zum Bewußtsein, dann zum Selbstbewußtsein, endlich zum allgemeinen Bewußtsein erhebt.

Das fortwährende Aufsteigen der Ausdehnung und Zusammenziehung, das Polaritäre zwischen Subjectivität und Objectivität, — das beständige Aus-sich-heraus- und In-sich-zurück-Gehen, ein ewiges Regieren des Gesetzten, die aus diesem hervorgehende Vermittlung der Gegensätze und wieder fortwirkende Vereinigung des Erzeugenen; dieser dialektische Rhythmus zwischen dem Selbstpredicenden: — das ist der Lebensgang der Natur und Geschichte bis in die fernsten Abhängungen des organischen, wie des politischen, socialen und sittlichen Lebens.

Die Leistungen des F. F. Hofburgtheaters.

III.

Von den ziemlich zahlreichen Experimenten mit jungen Schauspielern in jenen Rollen, welche wir mit beifolgender Liste ein paar erwähnen. Herr Gabilon spielte der Caligula im „Reiter von Navarra“ und Richard dem Dritten, erlere Rolle mit entschiedenem Glücke, letztere mit jenem Erfolg, der noch mehr dem aufzunehmenden Talent, als der Leistung selbst gilt. Sein Caligula war ein Ganzes, sein Richard in der Auffassung und Grundanlage ganz gut, aber in der Ausübung noch sehr ungleich und unfertig. Sehr gelungene Elemente neben sehr schwachen Stellen. Aber in solche Rollen spielt man sich erst allmählig ein; haben wir doch selbst an Dawson, mit dem doch Herr Gabilon vorläufig noch durchaus nicht verglichen werden darf, gerade in dieser Rolle das Gleiche beobachtet. Gabilon's Carlos im Glavio enthält schöne Einzelheiten, wurde aber erst im vierten Act lebendig; die kurzen Scenen der vorhergehenden Acte, die gleichsam das Programm des Charakters enthalten, gingen verloren.

Herr Gabilon hat durch den Erfolg seiner letzten Leistungen jedenfalls jenes Vertrauen gewonnen, dessen Mangel bisher wie eine Dämpfung auf seinen Darstellungen lag. Mochte dies Vertrauen mit in den nächsten Schanton der verständigen Selbstentwertung bleiben. Wenigstens erregte sein Carlos in uns die Befürchtung, als sei Herr Gabilon von einer Selbsterhebung auf der Scene nicht mehr sehr weit entfernt.

Herr Landvogt zählt den Glavio zu den mindest gelungenen Versuchen, welche die Direction bisher mit ihm angestellt. Herr Landvogt packt seine Rollen noch viel zu material an.

Dagegen stellte Hl. Seebach die Marie Beaumarchais auf die geistvollste und zarteste Weise dar.

Der Melchior des Herrn Jürgan war mindestens bei der ersten Tellervorstellung ganz verfehlt und ungeschön.

Eine ganz neue Bewegung wurde mit Freitag's „Valentine“ vorgenommen. Dieses Schauspiel, das in der Anlage vorzüglich, in der Handlung ferocist, in der Atmosphäre nicht ohne allen Pfand, nicht ohne Monal-deschi, nicht ohne Kadu Nilfied ist, und mit Ausnahme des Benjamin wenig Wahrheit in den Figuren enthält, bietet doch brillante Einzelheiten, einzelne glückliche Züge in der Charakteristik und vor Allem eine klare, einfache, alte Sprache, so daß seine Wiederaufnahme ins Repertoire nicht zu tadeln ist. Deste weniger konnte man sich mit der neuen Bewegung befremden, mit welcher dieses Stüd am 5. December zur Aufführung gelangte. Mit Ausnahme dessen, was Hl. Bösl (Prinzess Marie) und die Herren Joseph Wagner (Zaifisch) und Meirner (Benjamin) darin leisteten, ist diese Vorstellung zu den schlechtesten des ganzen Jahres zu

zählen. Als völlig misslungen läßt sich mit gutem Gewissen die *Valentine des Jil*, Würzburg bezeichnen. Da fehlt auch alle Durdurchgeistigung und aller seine Reiz; ein kalter hochfahrender Meßton gerührt den letzten Vortrag dieser still und ätherisch schillernden und schielenden Jäger, die seine geistlich-katholische Grazie. Hr. Landvogt ist noch viel zu ungeliebt, um einen Färken, selbst nur im Göttem, geschweige denn im modernen Gewande vorzustellen. Auch muß Hr. Landvogt noch von der Kunst, sich sein zu kleiden, profitieren. Dagegen stellt Hr. Meirner, der kurz vorher in den „Gefühlswirren“ von Naupack mit einer Nolle, die ganz außer seinem bisherigen Rollenfach liegt, vollkommen reussiert, den Spitzbuben Benjamin in ebenso lebendig als geistvoller Weise dar. Ueberhaupt hat Hr. Meirner in Reinheit und echem Moll das Spiel des sowohl, als in der Weltung beim Publikum seit einem Jahre sehr gewonnen. Der Reiz und die lebenswerte Selbstunterordnung, womit Hr. Meirner der kleinsten Nolle sich annimmt, machen diesen Darsteller zu einem der verdienstlichsten Mitglieder des Puppentheaters. Seine Grifenden haben schon manches matte Kuppelbild durch scharfe Würze genießbar gemacht.

Deutsche Literaturbriefe.

I.
(Schluß.)

Das Buchlein „*Tur und Moll*“ ist eine Sammlung von ersten und heiteren Erzählungen, von mehr oder minder ausgeführten Skizzen des innern und äußern Menschenlebens, von Reflexionen über die verschiedensten Dinge, in jener anmutenden, Alles verlebendigenden Darstellungsweise, wie sie der Däne Andersen bei uns Deutschen eingebürgert. Bei Gorradi hat aber Alles, was er sagt und erzählt, ein so ursprüngliches, frisches Leben; er empfindet jederzeit so sehr auf eigene Faust, daß an eine Nachahmung in mechanischem Sinne bei ihm gar nicht zu denken ist. Niemand wird so naiv wie er, die Betrachtungsweise Anderens für ursprüngliche Kindlichkeit der Anschauungen und Empfindungen hinzunehmen; wenn man sie auch nicht als künstlich und forciert bezeichnen kann, so ist sie doch eine durch die verschiedensten Vermittlungsstufen der Bildung wiedergeborene, wiedergeborene — eine zweite Kindlichkeit. Es überkommt sie auch häufig genug das unabweisliche Gefühl ihrer Einseitigkeit, ihrer Unzulänglichkeit und ihres Unrechts dem Ernst des Lebens gegenüber, und indem sie ihre selbstgeschaffenen Gesellen hin und wieder mit der heftigen Leidenschaftlichkeit der Jugend vernichtet, geht sie selbst ein, daß ihr Treiben auch ein willkürliches Spiel der Phantasie ist. So beginnt Gorradi einmal mit bezauberlicher Breite eine Geschichte zu erzählen, und da sie auf dem Punkte angekommen, wo man auf Entwicklung und Schluß derselben gespannt wird, löst er das ganze Gewebe in Nichts auf, und geht, daß die Gegenstände, von welchen er erzählt, gar nicht so, wie er sie beschreiben, eintreten, ja daß sie überhaupt nie und nirgends sein vorhanden gewesen. Das heißt sich dem gereizten Leser gegenüber doch ein wenig zu sehr als Selbstherrlicher aller poetischen Gränzen gebahren. Wir kennen dieses Verfahren hinlänglich aus den poetischen Anekdoten der romantischen Schule, und von der Grenze der Schulromantik unterscheidet sich die ironische Weise Gorradi's nur dadurch, daß sie zu ihrem Treiben ein längeres Gesicht macht.

Wenn man von dieser Eigenhumlichkeit, die sich jedoch nur einmal fe unangenehm ausdrückt, abläßt, so wird ein beschreibendes Gemüth Gorradi's ganzes Buchlein nicht ohne Vergnügen durchlesen. Von den kleinen Dingen erzählt er uns oft die lieblichsten Geschichten, oder läßt Götter, die todt der Natur feht, indem er ihnen menschliche Züge leih, die engelähnlichen und anmutigsten Dinge erzählen. Das Schicksal eines Strohhalmes, dem seine Feder auf dem Papier begegnet, ist ihm nicht unbedeutend genug, um nicht eine Reihe von Gedanken daran zu knüpfen. Er horcht auf das unbedruckte Bilden seiner Zeichnung, und seine Eingabe wird ihm durch allerlei Geschichten, die ihm diese meldet, gelohnt; selbst im Rauch einer dampfenden Cigarette nimmt er Gedanken wahr, deren Bedeutung sich sogar bis über dieses irdische Leben hinaus erstreckt. Ein Phantasiestück von großer Wirkung ist „das Kausellin gegen den Tod“, in welchem er erzählt, wie der letzte Mensch dieses oft erlöschende Kleined findet. Um Weisheit desselben ist für ewig verunglückter Mensch aber keineswegs glücklich. „Es ergreift ihn die „Melancholie der Vollenbung“, auf sein Gesicht kam jener tiefschöne verwehmte Zug in dem Mitleid der griechischen Götter, die ob ihrer Göttheit oft des Lebens werden möchten, weil sie nicht höher und nicht tiefer steigen können.“ Er erhebt den Tod für sich, und als er naht, sinkt er ihm mit einer Art von Lebenswonne in den Arm. Die Malenrede vom kleinen Gunttram ist ebenfalls ein sehr sinniges Ding. Das junge Genie Gunttram erblickt einst in einem klaren Bach sein eigenes Bildnis, und ist so entzückt davon, daß er spirituell in sein Malerzeugnis und Jene trägt, um das schöne Spiegelbild auf der Leinwand aufzufangen. Allein Witterung und Jahreszeit

lassen das Bild in Klüft und Farbe so verschiedenartig erscheinen, daß der junge Maler alle Augenblicke genöthigt ist, das Aufgefaßte wieder abzuwaschen. Der arme Gunttram wird auch richtig verurtheilt unter den gehäufte stillen Verurtheilen seines mißgeleiteten Vaters.

Durch die Erzählung „Kunze's Blind“, deren Gestalten im schwermüthigen Boden wurzeln, beweist Gorradi, daß er auf seiner poetischen Palette auch diejenigen fehen habe, die zu einer frischen, lebensvollen Wiedergabe des wirklichen Lebens geeignet sind. Er ist weit davon entfernt, das moderne empfindsame Wesen, das dem klaren Lande so fremd, in seine Bauen einzutragen, wie es wohl von den meisten Dargestellten unserer Zeit geschehen ist. „Die Leut' auf dem Lande“, sagt er, und erinnert durch diese Ausdrucksweise an Niebl, — „die Leut' auf dem Lande haben zu zwei Sachen seine übrige Zeit, einmal zum Krankein und dann zum Lieben, Schmachten und Zehnen.“

Zum Theil sehr anziehend sind die Mittheilungen aus dem Tagebuch einer Heuschrecke, welche sich vom Mai bis in den Herbst hincumzieht. Die autobiographische Zeit der modernen Zeit, der Trieb, sich über sein Empfinden und Denken schriftlich Rechenschaft abzugeben, haben sich bis unter die Heuschrecken vertragen. Die Reflexionen, welche diese Heuschrecke anstellt, sind oft so originell, daß ich mich nicht enthalten kann, einige von den gelungensten dem Leser mitzutheilen. Betrachtungen eines Heuschrecke: „Ich habe einmal tief darüber nachgedacht, warum und für wen eigentlich die Erde erschaffen worden, und da fand ich endlich, daß sie erschaffen worden einzig und allein der Heuschrecken wegen. Ich lasse diesen Satz unerläßt stehen, denn ich vertheile ihn ganz gut.“ Diesen Morgen sah ich eine weiße Spinne auf einer Seabliebe eines Hölzer ausfangen, und da ging mir das Weien der Teleologie vollkommen klar auf. Ich schloße also: wäre keine Heuschrecke, so wäre kein Gras; wäre kein Gras, so wäre keine Wiese; wäre keine Wiese, so wäre kein Gebüsch; wäre kein Gebüsch, so wäre keine Heide; also: wären keine Heuschrecken, so wäre keine Erde.“ „Ich glaube, die Menschen sind verflümmelte Heuschrecken.“ „Die Phantasie will Thier werden. Man kann auch sagen: das Thier will Mensch werden, und der Mensch Gott. — Es ist gut, daß ich kein bausender Professor geworden bin.“ „Oft winisch ich selber, ein Mensch zu sein.“ So die Heuschrecke.

Um unter Anderem über Gorradi kurz zusammenzufassen, so sprechen seine Erzählungen mehr durch ihre warme Stimmung, durch lebendiges Geleitet und durch geistreiche Züge, als durch ihren Inhalt und gehaltenen Rhythmus der Erzählung aus. Die Erzählung ist meistens das Schwache in seinen Erzeugnissen, und die Lust an der scheinlichen Ausbreitung verläßt — und meistens recht zu Ungunsten — den bildenden Künstler.

In dem eben besprochenen Bändlein war es ein Künstler, der poetisierte; in dem nun zu besprechenden ist es ein Schriftsteller, der sich über bildende Kunst reinweise ausläßt. Die Schrift ist betitelt: „Ein Künigleinsprach in Versen“, und das Emil Freiburger zum Verfasser. Wir können über diese Arbeit kurz bei doppeitem Grunde: einmal, weil sie selbst kurz, und zum Andern, weil sie noch mehr für und zusammenfassend, indem wir zu wiederholten Malen, trotz all der aufgewandten Mühe, nicht im Stande gewesen, aus den Ausgerungen des Verfassers ein Körnlein vernünftigen Sinnes herauszufinden. Es hat eine eigenthümliche Bewandnis mit diesem Künigleinsprach: was Verändliches und Verändliches darin vorkommt, das lobnte sich, weil es schon so oft gesagt worden, nicht der Mühe, wieder gesagt zu werden; was dagegen bedeutend und neu hätte sein können, das verliert man nicht. „Das ich ein Dichter wäre!“ ruft der Verfasser am Anfang des Prologs, und er macht sich mit gequältem Lenden auf den Delphi, um den Apoll zu befragen, wie es denn eigentlich um die eigene poetische Begabung stehe. Da erscheint ihm eine Priesterin, setzt sich auf die Schwelle des Tempels nieder und legt ihm die Hand auf die Schulter, „wie eine Freundin es thut, wenn sie erinnert den Freund.“ Darauf geht die Geheimnißvolle schweigend in das Heiligtum zurück. Herr Freiburger erakelt aus diesem Verfall in heiligen Dichteln:

Jünger Weis's bin ich nicht, weis' es auch niemals sein;
Eine der Priesterinnen befaßt mich in nächsten Stunden.

Und was sie heimlich mit schalt, ich will ich schämen der Welt.

Das Geichent liegt vor, und wie bedanken und für dasselbe. Auch unserer Mittemplung und unseres herzlichsten Mitleids darf Herr Freiburger versichert sein, weil wir seine Selbstkritik nach künstlerischem Schaffen wohl begreifen. Wo ist der Mann, der, wenn er Jahre hindurch dem Werke des Künstlers obliegen, sich nicht zuweilen nach künftiger Beschäftigung sehnt? Mangel an positiver Production ist der drückendste Fluch, der Kunst, dem absolute Improductivität zugegeben werden, muß wachlich in der irdischen Haut fressen. In der Ökonomie zu Münden konnte ich nie ohne die tiefe Rührung ein antikes Bildwerk betrachten, welches darstellt, wie eine junge unsichtbare Frau von ihrer Freundin an einer Heinesstule emporgehoben wird, um mit dem befruchtenden Gott

in unmittelbare Berührung zu kommen. Wie verschämt fräutet sie sich gegen das, wonach sie doch die brennendste Sehnsucht empfindet!

Uns erübrigt noch, mit einigen Worten einer Sammlung von Gedichten zu gedenken, welche die Liebesschrift trägt: „Volkmars. Ein Roman in Bildern“, und dessen Verfasser sich nicht genannt hat. Der Dichter hat das Buchlein den Freunden seiner Jugend: Reubinen Grafes und Peter Schlemihl, gewidmet. Auch unsere Freunde sind sie Beide, und namentlich der schattenlose Peter ist uns ein traurer Geshen geblieben, seit wir ihn kennen gelernt. Die Gesalten des „Volkmars“ theilen eine Eigenschaft mit dem Peter Schlemihl: sie werfen, gleich diesem, keine Schatten. Schlemihl hatte aber einen Verben, greifbaren Leib, der ihn den größten Strapazen gewachsen machte. Diese beseitigt, diese begreifbare Plastik mangelt den Figuren des Volkmars sammt und sonders, so daß sie oft nichts Anderes sind, als dünne Schatten, abgeschiedene Seelen, die im Hauch der Luft hin- und herbewegt. Gesehe Schattenhaft sind die Verhältnisse und Umstände, in und unter welchen sich diese Gesalten bewegen: wir können uns an keiner Stelle des Gedichtes eine klare Anschauung von dem geben, was hier, wo wir uns gerade befinden, so eigentlich vorgeht. Wenn man in einen verhältnismäßig engen Rahmen ein ganzes Menschenleben drängt, so kann man eines gewissen poetischen Erfolges sich nur dadurch versichern, daß man die empfindenden und handelnden Personen knapp und scharf umreißt, und die Umstände, unter welchen sie handeln und empfinden, mit schlichten, aber beständigen und begreifenden Strichen vor die Phantasie führt. Gesehe, Seine und vorzüglich das Volkstisch haben diesen „leeren Wurf“ los, und das Studium dieser ist daher Dichtern, welche dem Verschwimmen ins Unbestimmte zuneigen, nicht genug zu empfehlen. ... Mit dem Metrum springt der Dichter des Volkmars nicht allzu ängstlich um; aus einem Fuß zu viel oder zu wenig kommt es ihm so sehr nicht an, wobei es denn gleich ist, daß seine Verse zuweilen schleppend sind und daß sie zuweilen hinken.

Der Dichter des Volkmars gehört offenbar Österreich an; seine Sprache, mit reinbairischen Provincialismen untermengt, verräth ihn. Aber auch die schönen Seiten der einheimischen Dichtung müssen ihm zugefunden werden: der süße Wohlklang des Wortes, die Wärme der Empfindung und eine leichte Phantasie, die, wenn sie sich nicht zwingt, in anmutigen und kräftigen Bildern sich ergiebt. Diese Eigenschaften, welche unserem Dichter in nicht gewöhnlichem Grade eigen sind, verleihe, einem folgenden, dichterischen Gelingen desseits mit Spannung entgegenzusehen, einen Gelingen, in welchem er sich vielleicht enger begreuzen und bestimmter fassen wird.

Literatur und bildende Kunst.

— Kürzlich ist der Dichter Jacobus Löwe in Stuttgart von der philosophischen Facultät in Gießen (post probatas egregias ingenii et doctrinae doctus) zum Doctor promoviert worden.

— Wilhelm M. Krefel, der glückliche Jacobus der Netowitschen „Siegelnde“, veröffentlicht eine dramatische Originallegende „Maria vom blühenden Dornstrauch“.

— Constantinople und das Schwarze Meer“ ist der Titel von Meyers Schrift über den Orient, die schon in Paris mit Illustrationen von dem Gebrüder Monarque erschienen ist. „Constantinople et la Mer Noire“ schildert den Kriegsschauplatz in historischer, ethnographischer und pittoresker Beziehung. Namentlich werden die Zeichnungen der Herren Monarque gerühmt.

— Die Gebrüder Renaud in Paris geben eine Gesamtausgabe der Werke Schateaubrands, einschließlich seiner „Mémoires“, in 20 Octavo-Octavo-Bänden auf geläuterten Velin und mit 100 Illustrationen heraus. Diese Ausgabe wird 250 Rthlr. kosten: für die Subscribenten aber, die bis zum 15. Januar sich melden, wird eine Ermäßigung von 100 Rthlr. stattfinden. Sie erhalten zugleich eine Medaille in Bronze mit dem Portrait des Dichters. Die ersten 50 Abonnenten bekommen ein autographes Manuscriptblatt der Mémoires, die folgenden seine Namenszeichnung. Jeden Monat wird ein Band ausgegeben.

— Delercluse, der im Journal des Débats zuerst auf die Photographien - Sammlung, nach Kupferstein von M. A. Maimon, von Benjamin Delercluse aufmerksamer machte, rühmt jetzt als gleich werthvoll und noch ungünstiger als das von Gide und Vaudry in Paris veröffentlichte „Vandermere“, L'oeuvre de Rembrandt, reproduit par la photographie“, von Charles Blanc den Zeit geschrieben hat.

— Professor Zahn, der Herausgeber des großen archäologischen Werkes über Serulianum und Pompeii, dessen Vervollständigung nach dreißigjähriger Thätigkeit mit den letzten vier Heften in den nächsten zwei Jahren in Aussicht steht, befindet sich seit einer Woche wieder in Berlin. Während seiner mehr als einjährigen Abwesenheit hat er sich in seiner Heimat den Denkmälern altdeutscher Kunst in der Nähe Gegend zugewendet und einige höchst glückliche Entdeckungen gemacht.

— Der Peter Kunzeverber hat zur Gekung der vaterländischen Kunst und zur Aufmunterung ungarischer Künstler die Verfertigung getroffen, in

den größeren Städten Ungarns Altal - Kunst - Ausstellungen zeitweise zu eröffnen. Gegenwärtig ist in Preßburg eine solche Altal - Ausstellung eröffnet, die sich allgemeiner Anerkennung erfreut.

Miscellen.

Die antiken Sammlungen des Hofraths Schaller zu Jena sind, in mehr als 200 Kisten verpackt, nach Karlsruhe abtransportiert worden. Schaller, Professor der Mineralogie an der Universität zu Jena, hat früher mehrere Jahre durchsich Italien, Griechenland, die Donauländer und einen Theil des vorderen Asiens, später auch Schweden und Norwegen zum Zweck seiner Studien bereist. Die Hauptfrucht dieser mehrjährigen Reisen waren reiche mineralogische und archäologische Sammlungen. Ertere wurden vor einiger Zeit von der badischen Regierung gegen eine an Schaller zu zahlende jährliche Rente von 1000 Thlrn. für die Universität Heidelberg erworben. Die Schaller'sche, wonach die Regierung dieser Universität kaufen sollte, betrug 1000 Thlrn. Seine bedeutenden archäologischen Sammlungen unterzählte, jedoch nicht gewiss, den Geber nachstehend ertheilten Vertrags - Bestimmungen an Sachen zu überlassen. Sie enthalten außer Aethen antiker Bildh. Bronzen, Sculpturen etc., vorzüglich eine große Anzahl mehr als 10,000 Thaler antiker Münzen, darunter, außer griechischen und römischen, als besonders schätzenswerth betrachtete, persische, syrische (aus der Periode der Seleuciden) und bairische Münzen. Besondere sind letztere sehr selten. Nach dem mit Schaller abgeschlossenen Vertrage wird diese Sammlung dem badischen Kunstmuseum nicht einverleibt, sondern als selbständiges Antiquarium fortbestehen. Der Staat hat zu dessen Aufnahme ein angemessenes größeres Haus zur Verfügung zu stellen, was bereits geschehen ist, und hat jährlich zur Erhaltung und Erweiterung dieser Antiquar. Kosten von 5000 Thlrn. Dagegen überläßt Schaller zu dem gleichen Zweck sein sehr beträchtliches Privatvermögen an den Fond der Antiqu. Diese Schaller'sche Stiftung, die mit Recht den Namen des edlen Gebers verdient, wird eine Reihe der badischen Weiden bilden. Er selbst wird nach Karlsruhe überziehen und als erster Custode des von ihm begründeten Instituts daselbst seinen Wohnsitz nehmen.

Ueber die Bevölkerung Rußlands findet sich im Petersburger Kalender für das Jahr 1855 eine detaillierte Angabe nach Provinzen und Kreisen im Jahr 1851 zur Zeit der neuesten Volkszählung. Danach belief sich die Volkszahl, mit Ausnahme des regulären Militärs und der ihrer Volkszahl nach nicht bekannten Russen, auf 67,713,589. Darnach befanden sich im europäischen Rußland bis zum Jahr 52,388,719, im europäischen Rußland mit Einschluß der transsibirischen Theile der Gouvernements Drenburg (419,000) und Perm (780,000) 58,582,713; in Sibirien, dem westlichen (2 Gouvernements) und 2 Gebiete 1,833,275; dem östlichen (2 Gouvernements) und 3 Gebiete 1,081,047; 2,914,322, mit Einschluß der transsibirischen Theile der Gouvernements Drenburg und Perm 4,113,322; in Transbaikalien (3 Gouvernements) und auf der am Kaspiischen Meere liegenden der Gouvernements Stawropol und Terbit befindlichen Landkreise 2,173,584; in Kaukasland (3 Gouvernements) mit dem Gebiete Besalanden 3,270,140; in Kleinasien (dem Gouvernements Konia und Thessalonien) 3,945,440; in den drei Theilprovinzen 1,650,527; im Bereiche der Militäradministrationen 777,370; auf den Kanälen der irregulären Truppen 2,270,290 Seelen.

Nach dem Gouvernements Scharatow, Kreis Ararat, ist, nach der Nordischen Rine, unlängst ein Baumrädchen in Petersburg angekommen, das ohne Hände geboren ist. Das Mädchen heißt Zartana Origiowa und ist 26 Jahre alt. Sie trägt den Mangel der Hände zunächst durch einen hölzernen wunderbaren, nach allen Seiten hin ausgebreiteten Gebrauch der Hände. Mit den Füßen schreibt sie, zapft Schärpe, spitzt einen Pfeil, schnidet zu, näht, trennt auf, frisst, wickelt Zwirn und Wollelgarn auf, kramt ihren Kopf, wäscht und trocknet sich, zieht sich an, öffnet verschlossene Thüren und Gassen, reißt Alles hin, was Jemand braucht, schnidet Blumen aus Papier aus, und geht mit Kessel, Messer und Gabel um, wie jeder Andere. Sie gießt Wasser aus dem Stahn des Samensackes in den Theetopf und theilt in die Tasse, sie selbst mit den Füßen an den Mund führt. Auf dem Holzhohl rollt sie Wäsche und glättet diese. Ein Kind nimmt sie mit den Händen aus der Wiege und wickelt es mit den Füßen. Sie lenkt ein Bauerndiebstahl in der Telega oder im Schlitten, und sammt sogar die Vorderbeine des Pferdes beschlagen. Sie nimmt Lärpe aus dem Ofen und heft Wasser mit dem Schultersch. Sie spielt Karten, säbelt Zwirn oder Seide in eine Kugel u. s. w. Diese Bauerin hat ihre Schwerer von deren 8. Lebensjahre an zu sich genommen und durch ihre eigene Arbeit aufgezogen.

Freund der Engländer! In dem Augenblicke, wo man in England im Besitze ist, eine neue Fremden - Legion zu bilden, ist in Paris eine Geschichte der im Dienste Frankreichs lebenden fremden Truppen erschienen. (Histoire des troupes étrangères au service de France, par M. Eugene Fieffe, 2 vol. Paris, Dunand, 1854.) Frankreich hat sowohl unter der alten Monarchie, als zur Kaiserzeit, eine große Anzahl fremder Regimenter in seinen Diensten gehabt. Bei der Rückkehr der Bourbonnen im Jahre 1814 wurde die Schweizer - Garde wiederhergestellt, die sich bis zum Jahre 1830 erhielt. Noch jetzt besitzen die Franzosen in Algerien eine fremde - Legion. So läßt sich von allen diesen Regimenter daselbst sagen: sie sind ein Aufbruchsort ungarischer Söhne, dachgelagerter Soldaten und durchgefallener Officiere. In der Regel mußten man ihnen den schwersten und unbedeutendsten Dienst zu theilen, gegen die Landesfeinde in jeder Hinsicht zurück und weit ihnen die Thür, wenn sie für geliebte Dienste die entsprechende Belohnung verlangen. Sehr häufig, der Verfasser des vorliegenden Buches, hat aus den Archiven des französischen Kriegsministeriums geschöpft und bietet darin Manches, das zur Charakteristik des Heroismus und des Krieges vom höchsten Interesse ist.